

Klaus Giel

Ulrich Hötzer: Das Vermächtnis eines Mörikelesers*

Wer hat und also umgedreht, daß wir,
was wir auch tun, in jener Haltung sind
von einem, welcher fortgeht? Wie er auf
dem letzten Hügel, der ihm ganz sein Tal
noch einmal zeigt, sich wendet, anhält, weilt –,
so leben wir und nehmen immer Abschied.

Rilke, Achte Elegie

In seiner geschichtlichen Dimension ist unser Leben ein ständiges Abschiednehmen. Im „Zeichen des Abschieds“¹ stehend, ist die geschichtliche Dimension unseres Lebens vom Anderen her bestimmt, den wir überleben, so, daß er mit uns überlebt. Damit verbindet sich etwas Genaueres und Bestimmteres als der sentimental wirkende Ausdruck vermuten läßt: Dies nämlich, daß nicht wir das Subjekt der Geschichte sind; ihr Verlauf fügt sich nicht unseren Entwürfen, mit denen wir einer „offenen“ Zukunft Gestalt und Faßlichkeit zu geben versuchen. Die „offene“ Zukunft ist eine Erfindung der Philosophen. Der Horizont der Geschichte ist mit Erwartungen ausgelegt, in denen sich die Zukunft des Gewesenen abzeichnet. Diese Zukunft des Gewesenen erst macht uns handlungsfähig, und ohne Erwartungen, in denen wir das Gewesene übernehmen, bestimmt sich unser Verhältnis zur Zukunft als absurdes Warten. Heidegger und Beckett sind nur zwei Seiten derselben Medaille.

Die Geschichte im Zeichen des Abschieds, das ist die Geschichtsauffassung einer Spätkultur, der der Sinn für heroische Aufbrüche abhanden gekommen ist und ebenso die Verbindlichkeit der mythologischen Interpretationen der Geschichte vor dem Hintergrund von Weltschöpfung und -untergang.

Ulrich Hötzer war zutiefst von dieser Geschichtsauffassung durchdrungen. Sie bestimmte sowohl die Auswahl seiner Themen als auch ganz besonders die Art ihrer Behandlung.

Abschiednehmen als Überleben des Eva Anders ist nicht gleichbedeutend mit einem gefühlsseligen Erinnern. Im geschichtlichen Sinne überlebt man den Anders, indem man die Gestalt herausarbeitet, in der er, der reißenden Zeit zum Trotz, gegenwärtig ist. Für den Historiker ist, im Unterschied zum Porträtmaler, der Andere nur im Modus der Vergegenwärtigung präsent. Das Bild, in dem der Andere historisch überlebt, ist kategorial vermittelt. Die Kategorien der Vergegenwärtigung müssen sich allerdings als Lebenskategorien, als Formen der lebendigen Selbstvergewisserung des darin Erfaßten ausweisen lassen.

* Erschienen in: Eva Bannmüller (Hrsg.), Mörikes heimliche Modernität. Verlag Max Niemeyer Tübingen 1998, Einleitung.

¹ Burkhard Liebsch, Geschichte im Zeichen des Abschieds. Wilhelm Fink Verlag München 1996

Es sind, bei aller Skepsis, die solchen Festlegungen gegenüber angezeigt ist, drei Kategorien, die als Richtungsgrößen das Gelehrtenleben von Ulrich Hötzer bestimmt haben.

Zunächst und in erster Linie hat Hötzer sich als *Lehrer* verstanden. Daß es ihm gelungen ist, in einer anspruchsvollen, dem Dichter angemessenen Weise, mit Grundschülern Hölderlin und Goethes Faust mit Hauptschülern zu lesen, hat er sich als eine hohe philologische Leistung zugerechnet. In einem gewissen Sinne hat er die Lehre als Vollendung der Philologie begriffen, als die Kunstform (ars) der Philologie, in der sie zur vollendeten Darstellung gelangt. Im Hinblick darauf bemißt sich die Tiefe seiner Enttäuschung über die Entwicklung der Didaktik in der Lehrerbildung, in der er die Kunst des Lehrens auf die Technik des Transports von Wissensinhalten reduziert sah.

Sodann war Hötzer, lediglich an zweiter Stelle anzuführen, nicht dem Rang nach, *Philologe*, Beißner-Schüler der strengsten Observanz. Die drei Bände „Übersetzungen“ der Historisch-kritischen Mörike-Gesamtausgabe sind philologische Meisterleistungen, wie man ohne jede Übertreibung sagen darf. Die Bedeutung dieser drei Bände für die Mörike-Forschung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Hötzer hat die rein philologischen Arbeiten mit der notwendigen inneren Distanz verrichtet, ohne die eine wissenschaftliche Arbeit nicht möglich ist. In seiner Widmung der „Anspielungen. Versuche zur Lyrik Mörikes“ an Bernhard Zeller bedankt Hötzer sich für die Einladung zur Mitarbeit an der Historisch-kritischen Gesamtausgabe, die ihn „in eine strenge Pflicht genommen habe.“ Die Philologie war ihm eine ernste Pflicht, in deren Dienst er sein Bestes gegeben hat. Die Gratifikationen, die sich mit den Funden einstellten, die ihm gelungen sind, hat er dankbar wahrgenommen. Allerdings, und auch dies steht in der genannten Widmung, war ihm die strenge Mörike-Philologie eine „Vorarbeit, ohne die es mir nicht möglich gewesen wäre, den Weg der ‚Anspielungen‘ zu finden.“ Mörike war ihm mehr als nur ein Gegenstand der philologischen Forschung: er lebte in einem ständigen Dialog mit ihm, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht, das er bezeichnenderweise unter dem Titel „Tagebuch eines Mörikelesers“ geführt hat. Zur philologischen Distanz zu Mörike mußte er sich ausdrücklich ermahnen. Solche Selbstermahnungen finden sich in großer Zahl in den Tagebuchaufzeichnungen: daß es an der Zeit sei, den Dialog mit dem Gedicht abubrechen, um an den Philologen-Schreibtisch unter dem Bild Beißners zurückzukehren. So waren die philologischen „Vorarbeiten“, deren Notwendigkeit Hötzer eingesehen hatte, mit einer leisen Tragik verbunden. Die heimliche Angst, daß ihm die Zeit zu seinem „Eigentlichen“ nicht mehr gegönnt sein wird, hat ihn ständig begleitet. Die Sorge um das eigene Werk findet ihren erschütternden Ausdruck in einer Eintragung zum Tode von Montinari: „Mazzino Montinari ist tot. Die große Nietzsche-Ausgabe bleibt in den Kommentaren Fragment. Indem mich eine tiefe, tiefe Trauer überkommt, spüre ich wieder einmal, was meine Welt geworden ist: Welt der abendländischen Kultur, Welt der durch ihre geistige, künstlerische Tätigkeit von allem Besitztammeln abgekehrten, ihren menschlichen Kern mehr und mehr verfeinernden Persönlichkeiten ... Der Bericht der FAZ regt mich an. Die „richtige Arbeit“, habe Montinari gesagt, beginne „erst jetzt“, also nach der Textedition. Die „richtige Arbeit“: die „Rekonstruktion von Nietzsches geistiger Existenz.“ Ebendies wäre für Mörike zu leisten: Rekonstruktion seines engen und schöpferischen Verflochtenseins mit der frühgriechischen Dichtung (Sappho und Anakreon) wie mit der Welt der hellenistischen Dichtung (Theokrit, Catull, Horaz, Ti-

bull. Anthologia Graeca). Rekonstruktion, Nachweis der verwandelnden Anspielung auf bzw. von antiken Poeten“.

Die dritte Kategorie, in der Hötzer in Gespräch und Umgang gegenwärtig bleibt, dürfte, streng genommen, nicht Kategorie genannt werden. Die Rede müßte vielmehr sein von einer Grundtönung, die sein Leben im ganzen durchwirkt hat. Gemeint ist Hötzers *Musikalität*, eine eigentümliche Gestimmtheit des gesamten Erlebens und der Wahrnehmung, die sich ihm in Klängen und Rhythmen vermittelte. Er liebte Wagner ohne Komplexe, in einer nicht-verquälten Weise, für die es keiner Entschuldigung bedurfte. Wahrscheinlich wäre er nicht ungern Musiker geworden, Dirigent vielleicht. Die Xerxes-Aufführung mit seinen Schülern war ein Glanz- und Höhepunkt in seinem Leben. In der Arbeit mit Sängern und Sängerinnen, in der er die Musikalität der Liedtexte herauspräparierte, konnte er richtig aufblühen. Er hatte einen unglaublich wachen Sinn für die Musik eines Verses oder einer Strophe und für die geheimen Rhythmen und Klänge, die der Komposition eines Prosatextes zugrundeliegen; und nicht zuletzt für die Musik des Balinger Dialektes. Dichtung wollte für ihn zum Klingen gebracht werden. In seinem Klang wird das Gedicht erst zu dem gebracht, was es eigentlich ist, zur ästhetischen Wirkung.

Diese, so verstandene Musikalität ist es denn auch, was den Lehrer Ulrich Hötzer zu dem Philologen in eine keineswegs spannungsfreie Beziehung bringt: Alle Philologie steht für ihn im Dienste der Aufführung, und in der Aufführung, die die Dichtung zur Geltung und Wirkung bringt, vollendet sich auch die Lehre.

Was nun den Lehrer betrifft, versteht Hötzer ihn als die repräsentative Lebensform der Spätkultur. Die Lehre ist in hohem Maße genau dort gefragt, wo die produktiven Kräfte der Kultur eigens erschlossen werden müssen: In einer Kultur also, in der die orientierenden Kräfte der Tradition in der distanzierenden Form der schriftlichen Überlieferung angeeignet werden müssen. Das Lehren ist für Hötzer vornehmlich ein Erschließen von Texten. Sie werden dabei als Medien behandelt, die uns die Wirklichkeit in einer unersetzbaren Weise zugänglich machen; in einer Weise, die gerade nicht auf lebensweltlich zufälligen und lebensgeschichtlich vorgebahnten Erfahrungen beruht. Der Text transzendiert die unmittelbare, in Lebenswelten verstrickte Erfahrung, indem er ein Netz von Verweisungen über die Wirklichkeit wirft, in dessen Verknüpfungen sie in einer „bündigen“, durch die Geschlossenheit des Textes bestimmten Form repräsentiert wird. Der Dichtung kommt eine besondere Bedeutung zu: Durch die dichterische Gestalt werden die Texte – wie Melodien – aus dem reißenden Strom der Zeit herausgelöst. Anfang und Ende sind darin nicht Momente eines linear vorgestellten Verlaufs der Zeit, sondern auf vielfältige Weise kunstvoll miteinander verschlungen, so daß in der Dichtung das Voranschreiten der Zeit, dem der Leser unterworfen bleibt, im Voranschreiten revoziert und überwunden wird. Mit seiner Gestalt durchstößt und überschreitet gerade der dichterische Text die Situationen der Lebenswelt auf Welt hin: Welt, verstanden als das Ensemble von Bezügen, die durch Texte eröffnet und gestiftet sind. In diesem Sinne hat Hötzer sich auf Jean Paul berufen: „Die Poesie ist die einzige zweite Welt in der hiesigen.“² Vor dem Hintergrund solcher Weltbezüge vermag der

² Jean Paul, Vorschule der Ästhetik. Sämtliche Werke. Abteilung I. Band 5. Zweitausendeins Verlag Frankfurt/Main 1996

Leser sich dann auch seine eigenen Erfahrungen neu zu deuten und anzueignen. Dem Leser erst gehen die Weltgehalte seiner Erfahrung auf: *die* Gehalte, die er mit anderen durch die Vermittlung von Texten teilen kann.

Alles in allem: Lehren ist für Hötzer die hermeneutische Kunst des *Lesen-Lehrens*. Der Leser allein macht Welterfahrungen, wo der Nicht-Leser in der Enge und Partikularität seines Milieus verhockt. Diese Einsicht versuchte Hötzer in zwei Abhandlungen wider den pädagogischen Ungeist der Zeit zu vermitteln. Die erste, zu einem Festschriftbeitrag für Beißner umgearbeitet, trägt den Titel „Leseerfahrungen – Lebenserfahrungen“; die zweite, in der er vor 68-er Studenten und Kollegen den Sinn und Gewinn der Lektüre von Dichtern herausstellt, „Dichter in dürftiger Zeit“.

Hötzer selbst reflektiert sein Leben im Medium der Mörike-Lektüre. Sie verhilft ihm zu einer Transparenz des Lebens, die in reiner introspektiver Selbstreflexion nicht zu gewinnen wäre.

So wie der Lehrer im Verständnis Hötzers eine spätzeitliche Lebensform ist, so ist Mörike für ihn der spätzeitliche Dichter. Seine Entdeckung Mörikes beschreibt er im Jahresbericht an die DFG vom Oktober 1966 folgendermaßen: „An die Stelle einer historischen Ortsbestimmung von Mörikes Dichtung soll auf der Grundlage eines Vergleichs mit der hellenistischen Dichtung ein zugleich historischer und typologischer Ausblick treten, dessen Sinn es ist, wesentliche Züge des Mörikeschen Werkes als typisch für eine bestimmte, wiederkehrende Situation nachzuweisen. In dieser Absicht habe ich mich mit hellenistischer Dichtung, insbesondere mit Kallimachos, beschäftigt und vergleichbare Erscheinungen gesammelt“. Zur Charakterisierung der Spätzeit führt er das Folgende aus: Zunächst sei festzuhalten, daß Spätzeit nicht gleichbedeutend sei mit Zerfall und *décadence*. Noch sei in ihr eine lebendige, kulturschöpferische Kraft vorhanden, die nur nicht ins Große und Weite wirke. Will sagen: Die großen Symbole und Mythen sind verbraucht, und die Originalgenies, wenn denn deren Originalität und Exemplarizität mehr war als grandiose Selbsttäuschung, die Originalgenies haben sich ausgesungen. Die dichterische Formgebung kann deshalb nicht mehr zentripetal auf eine einheitliche Mitte – des erlebenden Subjektes oder des Mythos – bezogen sein. An die Stelle der zentripetalen Formkräfte der klassischen Dichtung, schreibt Hötzer in seinem Bericht, trete bei Mörike in zunehmendem Maße eine zentrifugale Bewegung. Damit hängt ein weitere zusammen, was Mörike als Dichter der Spätzeit charakterisiere: So wenig der Dichter aus der Wirkungsmacht der Symbole schöpfen kann, so wenig kann er auf die Gestaltungsmächtigkeit „gültiger“ Formen bauen. Er darf sich an keine einzelne binden, um aus dem Reichtum der angesammelten Formen, ohne einem Ekklektizismus zu verfallen, schöpfen zu können. Er verfügt über die Formen, jedoch in einer anderen Weise als der Bastler. Dieser, auch er eine kulturelle Spätform, zwingt das Gesammelte unter seine Zwecke. Der wirkliche Künstler dagegen ist selber disponibel geworden für den Geltungs- und Gestaltungsanspruch des Überkommenen. Da keiner überlieferten Form ein absoluter Geltungsanspruch eingeräumt werden kann, können die einzelnen Formen nur im Verein und Zusammenspiel mit anderen in ihrem Eigensinn zur Geltung gebracht werden. Die so entstehenden Kompositionen erscheinen als sich selbst tragende, schwebende, „antigrave“ Gebilde. In den Einzelinterpretationen, die hier abgedruckt erscheinen, ist Hötzer dem allem mit großem Feinsinn nachgegangen.

Und noch ein letzter Hinweis: Charakteristisch für die Spätzeit ist der Zerfall der großen geschichtsphilosophischen Konstruktionen. Damit hängt es zusammen, daß die Gegenwart sozusagen ortlos aus der Zeit herauszufallen scheint. Sie findet nicht mehr ihre sichere und gesicherte Stelle im Übergang von der Vergangenheit in die Zukunft, die den eigentlichen Sinn der Geschichte enthüllt. Ohne diese Halt gebenden geschichtlichen Konstruktionen kann das Leben nur noch in den Kulissen des Alltags und seiner wiederkehrenden Verrichtungen wahrgenommen werden. Seine Geschichtlichkeit wird jetzt in der Form der Erschütterung des gewohnten Ganges der Dinge bewußt. Die Geschichte bricht in unser Leben ein. Die Zeitform der Geschichte ist die Plötzlichkeit, mit der uns die eigene, nicht erledigte Vergangenheit einholt, die Gegenwart ausfüllt und bestimmt. Die Gegenwart wird aus dem Gang der Dinge herausgerissen und vom Gewesenen her erhellt. In den Worten Hötzers: „Er (Mörike) sieht und mißt die Gegenwart von der Vergangenheit her. Gegenwart bekommt für ihn ihre Bedeutung vor der Tiefe der Zeit ... Gegenwart erfahren heißt für Mörike Vergangenheit öffnen; heißt zurückschauen in die Tiefe der Zeit, die den flüchtigen Augenblick des Jetzt trägt“. Hötzer hat diesen Grundgedanken in allen seinen Verzweigungen und Filiationen durch das Werk Mörikes hindurch verfolgt. In der Dichtung Mörikes wird, wie Hötzer zeigt, die temporale Struktur des „modernen“ Bewußtseins freigelegt. Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht mehr im Bilde der memoria, in dem der Gehalt der Geschichte aufbewahrt ist, sondern in der Perspektive des Bewußtwerdens, das im Affekt des Betroffenseins eingeleitet wird. Darüber wird man – im überlebenden Abschiednehmen von Hötzer – noch viel und gründlich nachdenken müssen.